

An aerial photograph of a dark, desolate landscape, likely a volcanic ash field or a similar barren terrain. A light-colored dirt road winds through the center of the image, curving from the bottom left towards the middle. A small, dark silhouette of a person is visible on the road, providing a sense of scale. The overall atmosphere is somber and bleak.

WOLFGANG
BAUER

AM ENDE
DER STRASSE

AFGHANISTAN
ZWISCHEN HOFFNUNG
UND SCHEITERN

Eine Reportage *Subrkamp*



WOLFGANG
BAUER

AM ENDE
DER STRASSE

AFGHANISTAN
ZWISCHEN HOFFNUNG
UND SCHEITERN

Eine Reportage *Subrkamp*

Wolfgang Bauer

Am Ende der Strasse

Afghanistan zwischen Hoffnung und Scheitern

Eine Reportage

Suhrkamp

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der Erstausgabe, 2022.

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Jim Huylebroek

eISBN 978-3-518-77386-4

www.suhrkamp.de

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Inhalt

Notizen

Drei Landeanflüge

November 2002

November 2011

November 2021

Kilometer 0

Kabul. Mauern aus Knochen

Kilometer 5

Kabul. Wo die Stürme ihren Anfang nehmen

August 2021

Dezember 2021

Kilometer 126

Dschalalabad. Von den Abgründen

Kilometer 207

Abdul Khel. Geburtsstätten des Krieges

November 2017

Februar 2018

Dezember 2021

Kilometer 460

Maidan Shahr. In der Lüge die Hoffnung

Februar 2020

Dezember 2021

Kilometer 565

Ghazni. Von den Krankheiten

Kilometer 633

Raschidan. Geisterland

August 2020

Dezember 2021

Kilometer 701

Ghazni. Begegnung mit einer Nymphe

Kilometer 726

Nyazullah. Als das Foltern noch etwas half

11. Juni 2007, 6:30 Uhr

Kilometer 1050

Kandahar. Drei Hotels und zwei Absagen

Kilometer 1152

Spin Boldak. Die Blutspur

Kilometer 1254

Kandahar. The Californian Dream

Kilometer 1833

Herat. Vom Wahnsinn der Liebe

Oktober 2011

Dezember 2021

Kilometer 2101

Bala Murghab. Am Ende der Straße

Kilometer 2641

Deh Warda. Das Dorf der Glücklichen

2005

Dezember 2021

Kilometer 2898

Kunduz. In der Ruine der Entwicklungshilfe

2018

Dezember 2021

Kilometer 3112

Salang. Die angekündigte Katastrophe

Kilometer 3231

Kabul. Eine Talfahrt

Kilometer 0

Alles noch einmal von vorn?

Literaturhinweise

Fußnoten

Abbildungsnachweis

Informationen zum Buch

Notizen

Die Seiten sind eingerissen. Sie wellen sich, ihre Ränder sind ausgefranst. Sie riechen. Oft ist noch alter Sand auf ihnen. Andere sind ranzig vom Schweiß, meinem Schweiß. Die Heftspiralen meiner Notizblöcke lösen sich, und etliche haben sich ineinander verhakt. Die Blöcke in meinen Regalen sind keiner Ordnung unterworfen. Sie liegen dort, wo sich durch Zufall Platz gefunden hat. Das Lesen wird erschwert durch die Luftwurzeln längst abgestorbener Topfpflanzen, die durch sie hindurchgewachsen sind. Ihre Rinden haften an den Seiten, wurden eins mit der Tinte.

Seit Jahren hebe ich alle meine Notizen auf, ein Reflex ohne viele Hintergedanken. Inzwischen ist das Bewahren zu einer Art Aberglauben geworden. Ich mache es ähnlich wie die Voodoo-Kulturen Afrikas: Die Notizen sind zu Fetischen geworden. Geister in der Flasche. Sie bannen Gefühle in Materielles, fassen sie, bändigen sie, überführen sie in eine feste, unschädlichere Form. Der Lärm des Erlebten wird leiser. Das Leid, das Sehnen, das Hoffen. Es verstummt nicht, aber es dröhnt nicht mehr.

Die Notizen sind Gesprächsprotokolle, Rohstoff für meine Reportagen, Beschreibungen von Orten und Menschen aus den letzten zwanzig Jahren, Einschätzungen, Korrekturen, hin und wieder auch Zeichnungen, weil sie manchmal die Dinge besser beschreiben können als Worte. Es sind Versuche, ein Land zu verstehen, das mich provoziert, mit meinen Werten in Frage stellt, mich verwirrt, nach vielen Jahren noch. Kein Land geht mir so sehr unter die Haut und in meine Träume wie Afghanistan. Ich träume häufig von Afghanistan.

Meine erste Reise nach Afghanistan habe ich nicht angetreten, aus Angst. Im Auftrag eines deutschen Magazins sollte ich im November 2001 über den Krieg gegen die Taliban berichten. Die USA hatten sich nach den Anschlägen auf das World Trade Center am 11. September dem Sturz des

Taliban-Regimes verschrieben. Ich fuhr nicht, aber ein Bekannter von mir, Volker Handloik, der vom *Stern* entsandt wurde und wenig später in den Kämpfen ums Leben kam. Kurz davor hatten wir noch zusammengesessen.

Ich reiste zum ersten Mal in dieses Land, als die Taliban bereits gestürzt waren, wenige Monate später, für eine Woche zunächst nur, immer noch sehr unsicher und nervös. Und ich würde in den darauffolgenden Jahren immer wieder kommen, manchmal für Tage, für Wochen, manchmal für mehrere Monate. Ich bereiste die meisten Provinzen, traf Viehhirten in Kunar, Archäologen in Ghor, Höhlenbewohner in Bamiyan, ich traf Diplomaten und Politiker, Lehrer, Händler, Drogenhändler, Gauner und Gefängniswärter – auch Gefängniswärterinnen. Ich traf nicht so viele Frauen, wie ich es mir wünschte. Ich traf Menschen, vor denen ich mich zutiefst fürchtete, und andere, die ich bewunderte. Welche Kraft in vielen Afghaninnen und Afghanen steckt! Ich konnte mich nicht sattsehen an diesem Land. Ich wurde betrogen, bestohlen, ich wurde in die Irre geführt und reich beschenkt. Und immer wieder verstört.

Meine Notizblöcke öffne ich nur selten – genauer gesagt: nie.

Bis zu dieser Nacht Ende November 2021. Es ist die letzte Nacht, bevor ich wieder das Flugzeug nach Kabul besteigen werde.

Drei Monate zuvor, am 15. August 2021, ist der afghanische Präsident Aschraf Ghani aus Kabul geflohen. Seither herrschen wieder die Taliban, nach den Jahren 1996 bis 2001 zum zweiten Mal in der Geschichte dieses Landes. Damit ist viel mehr als die Islamische Republik Afghanistan untergegangen. Die Hoffnung ist gescheitert, das Land mit vierzig Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern in eine Demokratie zu verwandeln. Gescheitert sind die Versuche, die Frauen zu befreien, Minderheiten zu schützen, Afghanistan wirtschaftlich aufzubauen. Viele sagen sogar, der 15. August markiert das Ende des humanitären Zeitalters. Das Ende der Hoffnung, die Welt etwas besser machen zu können.

Es war zu Beginn ein großartiges Gefühl, geteilt von fast allen, die versuchten, in Afghanistan etwas aufzubauen. Die Welt hatte sich

zusammengetan für ein Ziel: eines der ärmsten Länder auf dem Planeten in die Moderne zu führen.

Doch Afghanistan war uns im Westen unvertraut wie kaum eine andere Region auf der Welt. Seine archaischen Berge und Wüsten haben die Helfer aus Übersee gerne mit Mondlandschaften verglichen. Die ersten Spaziergänge auf der Oberfläche eines fremden Planeten, mit Sauerstofftanks auf unseren Rücken, mit Pasta und Air-Conditioning. Wir Afghanauten. Vom Nirgendwo aus dem Himmel herabgefallen. Wir haben viele Jahre versucht, in Afghanistan eine Atmosphäre zu erzeugen, die auch wir atmen konnten. Offiziell betrieben wir Nation-Building, tatsächlich aber versuchten wir Terraforming. Ein Projekt zum radikalen Umbau von Umwelt und Kultur.

Im Jahr 2002 erschien uns das alles politisch unumgänglich, moralisch zwingend und vor allem: möglich.

Wir erlagen einer Illusion. Unsere Raumkapsel, die Islamische Republik Afghanistan, mit der wir Freiheit und Demokratie bringen wollten, ist zertrümmert. Die, die sich dort in den letzten Jahrzehnten an unsere Atmosphäre angepasst hatten und jetzt zurückgeblieben sind, drohen zu ersticken.

Sind wir mit allen unseren hochfahrenden Zielen erbärmlich gescheitert? Alles für nichts? Wurden in Afghanistan im August 2021 mit der Flucht des Präsidenten und dem Abzug der letzten US-Truppen die Uhren einfach wieder um zwanzig Jahre zurückgedreht? Vom Jahr 2021 auf das Jahr 2001, als schon einmal die Taliban herrschten, Afghanistan schon einmal international völlig isoliert war? Ist das Land, und mit ihm auch wir, gefangen in einem endlosen Kreis? Einer Schleife des Schmerzes und des Elends, die sich ständig wiederholt?

Bilder der Schande standen am Ende des Versuches, in Afghanistan das Gute zu tun. Flugzeuge, an denen sich beim Abheben Verzweifelte klammerten. Menschen, die sich gegenseitig zu Tode trampelten. Mütter, die ihre Kleinkinder über eine Flughafenmauer schleuderten. Die Hoffnung, die die Welt einst dem ganzen Land geben wollte, war nun auf

die wenigen Quadratkilometer des Flughafens in Kabul geschrumpft, Hoffnung, aus der nun blanke Verzweiflung wurde.

Ist es nicht an der Zeit, sich einzugestehen, dass wir nicht helfen können? Müssen wir uns der bitteren Erkenntnis fügen, dass unsere Hilfgelder, diese Millionen und Milliarden und Billionen, mehr Böses als Gutes fördern, dass alles Geld in der Entwicklungszusammenarbeit unweigerlich zu Gift wird? Ist es nicht an der Zeit, internationale Solidarität neu zu definieren, nüchterner, erwachsener auch?

Entlarvt der Fall von Kabul das humanitäre Zeitalter mit all seinen Hilfsorganisationen und Entwicklungshelfern endgültig als das, was es von Anfang an womöglich war, die Fortsetzung des Kolonialismus mit mildtätigen Mitteln?

Nicht das Militär hat in Afghanistan versagt. Dieser Krieg ging nicht verloren, weil Soldaten nicht kämpften oder die falschen Waffen eingesetzt wurden. Geld hat dieses Land mindestens so zerstört wie Gewehrkegel.

Was sollen wir jetzt tun? Es einfach geschehen lassen? Dem Elend zusehen? Besser: wegsehen? Ich glaube: Wir müssen lernen.

Am Ende dieser langen Nacht packe ich meine Notizblöcke in meinen Rucksack, lege alte Fotos dazu. Ich möchte Orte und Menschen wieder besuchen, über die ich in diesen letzten zwanzig Jahren berichtet habe, möchte meine Texte von damals, die auch Teil dieses Buches sind, abgleichen mit dem Wissen von heute. Ich möchte wissen, ob ich diesen Menschen gerecht geworden bin. Ich möchte erfahren, was aus ihnen wurde, aus ihren Träumen, aus ihrer Verzweiflung. Ich möchte wissen, wie ihre Geschichten weitergingen. Zu vielen dieser Menschen ist in der Zwischenzeit der Kontakt abgerissen. Ihre alten Telefonnummern, die an den Rändern meiner Notizen stehen, funktionieren nicht mehr. Nach all den Jahren sind die Chancen gering, aber ich hoffe, sie zu finden. Ich trete diese Reise an, um zu verstehen, warum wir, nicht nur der Westen, mehr noch die Weltgemeinschaft, damit gescheitert sind: das Gute zu tun.

Dieses Buch ist der Versuch, die Hoffnung wiederzufinden.



Explosionswolke über den Bergen im Distrikt Atschin in der Provinz Nangarhar an der Grenze zu Pakistan, 2017. Foto: Andy Spyra.

Drei Landeanflüge

November 2002

Selbst Luftwege nach Kabul sind Schotterpisten. Das Flugzeug rüttelt in den Turbulenzen über dem Hindukusch. Es fliegt enge Schleifen. Die Taliban sind erst seit wenigen Monaten besiegt. Ich sitze in einem der ersten Direktflüge, die die staatliche Fluglinie Ariana nach dem Krieg wiederaufgenommen hat. Frankfurt – Kabul direkt. »Ein seltsames Gefühl, nach Kabul zu fliegen«, sagt der Fotograf neben mir. Er war schon oft in Afghanistan, war bisher aber immer nur über Landwege von Pakistan aus eingereist, den damals halsbrecherischen Chaiber-Pass. Von Deutschland aus dauerte die Reise nach Afghanistan mehrere Tage – jetzt nur noch acht Stunden. An Bord sind viele Afghanen, die in den letzten Jahren nach Deutschland geflohen sind und nun erkunden wollen, ob sie beim Aufbau des Landes helfen können.

Im Jahr 2002 ist Kabul eine noch verhältnismäßig kleine Stadt mit wenigen Hunderttausend Einwohnern. Eine Stadt in den Ruinen des Bürgerkrieges, der hier Anfang der neunziger Jahre fürchterlich getobt hatte. Nur wenige Straßen sind geteert, und nur wenige Autos fahren auf ihnen. Strom gibt es selten. Kabul ist damals eine Stadt, die tagsüber dem Staub gehört und nachts der fast völligen Dunkelheit.

Die Stimmung an Bord beim Landeanflug ist angespannt. Es gibt Gerüchte, wonach im Umkreis Kabuls immer noch Taliban-Gruppen operieren. Neulich sollen sie Raketen auf landende Flugzeuge geschossen haben. Der Airbus ist alt, aber, so heißt es, Lufthansa-Techniker in Frankfurt helfen bei der Wartung. Hart setzt die Maschine im Morgengrauen auf die Landebahn auf. Applaus der Erleichterung. Zu Fuß

überqueren wir die Rollbahn. Das Terminal besteht aus einer einzigen Halle. Über fast zehn Jahre ist der Flughafen kaum genutzt worden. Durch die wechselnden Kämpfe in der Stadt war das Landen hier zu gefährlich, und die Taliban hatten kein Geld für Flugbenzin. Unsere Koffer sind Teil eines beeindruckenden Gepäckberges. Er ist mehrere Meter hoch, auf seiner Spitze steht ein langbärtiger Flughafenmitarbeiter. Brüllend versucht er Ordnung ins Chaos zu bringen.

Hinter dem Abfertigungsgebäude erwartet uns ein mühseliger Weg in die Stadt. Wir laufen vorbei an langen Reihen von Flugzeugwracks, Wracks von Passagierflugzeugen aller Größen, russischer und amerikanischer Produktion, Wracks von ausgeschlachteten Kampffjets, Übungsflugzeugen, ein Schrottplatz aus Triebwerksturbinen, zerbrochenen Tragflächen, Heckflügeln ohne Rumpf. Die Schädelstätte eines Landes, das immer wieder versucht hatte, Anschluss an die Welt zu gewinnen, ihn aber immer wieder verlor.

Kurz nach unserem Flug wird die Direktverbindung wieder eingestellt, angeblich ist der Airbus doch nicht sicher genug.

November 2011

Sanft landet die Boeing aus Istanbul. Es macht jetzt schon fast keinen Unterschied mehr, ob man nach Kabul fliegt oder nach Dubai. Die Routine des Jetsets. Der Flieger ist gut gebucht, auch die Businessclass. Ich sehe viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ausländischer Hilfsorganisationen, die alle paar Wochen ein- und ausfliegen. Die neue Pendlerklasse. Die Angestellten größerer Organisationen wie die der deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) fliegen Businessclass, die der kleineren, meist also ärmeren, Economy. In Kabul wurde mit Geldern der Weltbank ein neues Terminal gebaut. Die Abfertigung ist reibungslos. An der Passkontrolle stehen deutsche Polizeibeamte mit dem Bundesadler auf der Uniform, die afghanische Anwärter ausbilden. Das fühlt sich fast so an, als hätte man sich nicht aus Frankfurt fortbewegt.

November 2021

Der Pilot setzt zur Landung an, fast schon berührt der Airbus der afghanischen Fluglinie Kam Air die Rollbahn. Ich ziehe meinen Gurt so fest es geht, wie immer bei Landungen, da reißt der Pilot die Maschine plötzlich wieder ganz steil nach oben. In engen Kurven schraubt er sie höher und höher, die wenigen Passagiere beginnen zu tuscheln. Die mit Fensterplatz drücken ihre Gesichter an die Scheiben, einige beginnen zu beten. Das Beten macht mich am meisten nervös. Viele von ihnen sind abgeschobene Afghanen, die an unserem Abflugort Abu Dhabi von der Polizei zum Gate eskortiert wurden. Die Gründe kenne ich nicht.

Am Vorabend war ich aus Frankfurt angekommen. Ich hasse diese Nachtflüge. Frankfurt in der Nacht, Dubai oder Abu Dhabi im Morgenrauen, Kabul zur grellen Mittagsstunde. Es bleibt unklar, warum der Pilot die Landung so hart abgebrochen hat. Mehrere Monate lang war der Flughafen geschlossen gewesen. Wir kreisen und kreisen, meine Knie zittern. Ich habe einen Trick gegen Flugangst. Wenn sie aufkommt, denke ich an Darmkrebs. Besser etwas, das nur wenige Minuten dauert, als Darmkrebs. Wirkt manchmal, nicht immer. Der Pilot leitet zum zweiten Mal das Landemanöver ein. Es gelingt! Als wir ausrollen, sehe ich, dass die Taliban den Flughafen mittlerweile von Hamid Karzai International Airport in Kabul International Airport umbenannt haben. An den Außenmauern liegen immer noch massenweise aufgebrochene Koffer, Kleidungsstücke, Schuhe, der Besitz Zehntausender, die im Sommer versucht hatten, sich hierherzuretten. Taliban kontrollieren mein Gepäck.

Ich bin zurück in Afghanistan.



Kabul, 2021. Foto: Kaveh Rostamkhani.

Kilometer 0

Kabul

Mauern aus Knochen

Die Straße beginnt unmittelbar vor dem Flughafen. Sie ist eine afghanische Legende. Die Ring Road. So wird sie meistens genannt. Eine Straße, die fast ein Mysterium ist, obwohl sie real existiert. Nur wenige haben sie jemals komplett befahren. Sie beginnt in Kabul und führt dann in einer gewaltigen Kreisbewegung durch das gesamte Land.

Gesamtlänge: 2200 Kilometer. Sie verbindet die wichtigsten Städte Afghanistans. Von Kabul aus führt sie nach Kandahar im Süden, Herat im Westen, Mazar-i-Sharif im Norden. Ein etwa 150 Kilometer langer Seitenarm verbindet die Hauptstadt mit Dschalalabad im Osten. Die Ring Road durchquert die Wüsten des Südens, die Grassteppen des Nordens und das Hochgebirge des Hindukusch. Sie ist die Lebensader des Landes. Alle, die Afghanistan zu einem modernen Nationalstaat machen wollten, haben an ihr gebaut. Der letzte König, Mohammed Zahir Schah, hatte vor siebzig Jahren damit begonnen. Als er nach einer vierzigjährigen Regentschaft 1973 ins Exil gezwungen wurde, führte Mohammed Daoud Khan, der erste Präsident der Republik Afghanistan, das Projekt weiter. In rascher Folge stürzten sich seitdem die Herrscher des Landes, jagten sich gegenseitig davon oder töteten einander, aber der jeweils Nachfolgende, egal welcher Ideologie, baute weiter an dieser einen Straße.

Afghanistan ist eines der letzten Länder auf der Welt, die nie zu einem Staat zusammengewachsen sind. Es ist ein Konglomerat aus 14 Ethnien völlig unterschiedlicher Kulturen – schon die genaue Zahl ist hochumstritten –, die insgesamt 14 Sprachen sprechen, zum Teil einander

nicht verstehen, und mächtigen bis zu 7400 Meter hohen Gebirgsriegeln, die das Land topografisch zerschneiden. Afghanistan ist der Sammelbegriff für eine Handvoll Städte und ein Universum an Dörfern, die nur selten Kontakt zueinander haben. Afghanistan war lange das Übriggebliebene, der Rest, die Trümmerhalde zweier Großreiche, des britischen und des russischen, die hier aufeinanderstießen. Die Straße, diese Straße, sollte das ändern. Alle, die in der Vergangenheit an ihr bauten, teilten dieselbe Vision: aus Asphalt, aus Bitumen, aus Schotter eine Nation zu formen.

Große Hoffnungen legten auch die Amerikaner auf den Bau der Ring Road. Mit Asphalt wollten sie den Frieden gewinnen. US-Präsident George W. Bush, der soeben die Taliban niedergeworfen hatte, machte die Ring Road zu einer seiner Prioritäten, Nation-Building im ureigenen Sinne. Es heißt, täglich habe er sich persönlich über die Fortschritte informieren lassen. »Wo die Straßen in Afghanistan enden, beginnt die Herrschaft der Taliban«, zitierte er bei einer Rede den vormaligen US-Oberkommandierenden Karl Eikenberry. »Straßen«, erklärte Bush, »schaffen Jobs für Männer, die sonst von den Taliban rekrutiert werden. Sie fördern Handel. Straßen fördern Unternehmergeist. Unternehmergeist fördert Hoffnung. Und Hoffnung ist das, was die Ideologie der Dunkelheit besiegt.«

So dachte seinerzeit auch der heutige US-Präsident und damalige Senator Joe Biden: »Wie buchstabiert man in Paschtu und Dari das Wort Hoffnung? A.S.P.H.A.L.T!«

Es kam anders. Die Straße ist bis heute unvollendet. Ihre Geschichte ist die von Korruption und Intrigen. Sie hat weder Wohlstand noch Demokratie gebracht. Wo sie gebaut wurde, war sie bald umkämpft. Der Asphalt, kaum ausgerollt, wurde zum Schlachtfeld. Die heftigsten Kämpfe des Krieges fanden entlang dieser Straße statt. Sie war als Lebensader Afghanistans gedacht und wurde zu seiner Blutspur.

Dieser Straße will ich die nächsten fünf Wochen folgen, so weit es geht. Zusammen mit meinen Begleitern plane ich, was bisher nur wenigen gelang – sie vollständig abzufahren: Die Fahrt wird mich von Kabul aus zunächst in den Osten führen, an den Grenzübergang zu Pakistan, um

dann im Uhrzeigersinn der Ring Road nach Ghazni und Kandahar im Süden, nach Herat im Westen, nach Mazar-i-Sharif im Norden und schließlich über Kunduz zurück nach Kabul zu folgen. Bisher waren mir auf meinen Reisen im Land enge Grenzen gesetzt. Unmittelbar hinter dem Ortsrand von Kabul begann der Einflussbereich der Taliban, und auch innerhalb von Kabul war man gut beraten, sich nicht unnötig auf den Straßen aufzuhalten. Zu groß war das Risiko, von Banditen entführt oder ausgeraubt zu werden.

Die Absolutheit, mit der das alte Regime besiegt wurde, hat fast über Nacht eine völlig andere Situation geschaffen. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten herrscht Frieden in Afghanistan. Fast überall schweigen die Waffen. Niemand hindert ausländische Journalistinnen und Journalisten am Reisen. Das Land ist im wahrsten Sinne erfahrbar geworden. Im Moment herrscht eine Schockstarre. Große Müdigkeit hat sich über das Land gelegt. Afghanistan sortiert sich neu. Koalitionen zwischen den Stämmen werden neu kalkuliert, Seilschaften im lokalen Machtgefüge neu verhandelt. Die Ruhe nach dem Sturm oder die Ruhe zwischen den Stürmen. Niemand weiß, wie lange sie anhalten wird. Diese Zeit wollen wir nutzen.

Die Reise wird für mich eine Neuerkundung Afghanistans. Sie ist für mich persönlich auch eine Art Zeitreise. Eine Reise in meine eigene Vergangenheit. Die Fahrt ist immer noch ein Wagnis, aber ein kalkulierbares, glaube ich, hoffe ich, sagt man mir. »Solange ich am Leben bin«, sagt mein Fahrer Rafik Hamadi, »musst du dir keine Sorgen machen.« In den nächsten Wochen wird er diesen Satz noch oft wiederholen.

Rafik. Er wartet mit müdem Blick vor dem Flughafen auf mich. Häufig wird er für einen Inder gehalten, mit seinem pechschwarzen Haar, dem dunklen Teint. Geboren wurde er in Dschalalabad, der einzigen Stadt Afghanistans mit tropisch-indischem Klima. Über seinem weißen traditionellen Salwar Kameez trägt er eine schwarze Winterjacke mit strahlenförmigem Kunstfellkragen. Eine große Locke fällt ihm oft ins Gesicht, die er wie eine lästige Fliege unentwegt mit einer Handbewegung

verscheucht. Ende zwanzig, drei Kinder, das dritte ist vor wenigen Wochen zur Welt gekommen. Er ist ein Rassist, dem alles Fremde zutiefst unheimlich ist, ein Sexist. Mit großer Hingabe erzählt er Witze über Homosexuelle und die schiitische Volksgruppe der Hazara. Rafik mag es deftig, auch beim Essen. Er ist eitel, schnell zu kränken, nicht nachtragend und einer der liberalsten Afghanen, die ich kenne.

Mit an Bord ist Lutfullah Qasimyar, der als Übersetzer die Reise begleitet, nur ein paar Jahre jünger als Rafik, aber völlig anderer Natur. Ausnahmslos gelassen, die Ruhe selbst. Er ist der geborene Vermittler, der in den nächsten Wochen in unserem Toyota immer wieder Konflikte schlichtet. Ein bisschen sieht er sogar aus, er wird es mir verzeihen, wie ein in sich ruhender Buddha. Schon zu Republikzeiten hat er als Übersetzer für Firmen und Institute gearbeitet. Er ist tiefreligiös, verfügt über einen bewundernswerten Verstand und ein fotografisches Gedächtnis. Er kommt aus Badachschan im äußersten Nordosten, ist aber in Kabul aufgewachsen, spricht fließend Dari wie Paschtu. Seit wenigen Wochen erst ist er verheiratet, eine arrangierte Ehe wie die meisten Ehen hier. Fast stündlich ist er mit seiner jungen Frau in Kontakt. »Sorge dich nicht, mein Augenstern«, säuselt er, »es wird nichts passieren.«

Mitglied unserer kleinen Reisegemeinschaft ist auch Kaveh Rostamkhani. Er dokumentiert unsere Fahrt fotografisch.

Die Straßen Kabuls. Rafiks Revier. Exzellente Qualität. Bester Asphalt, oft vierspurig. Der pompöse Auftakt der Ring Road. Rafik kennt jede Abkürzung, nutzt jede Lücke zwischen zwei Staus, um auf fast hundert zu beschleunigen. Im Halbschlaf sehe ich auf die Stadt, die ich noch nie mochte. Wer mag schon diese Stadt? Ihre Einwohner mit Sicherheit nicht. Das Schöne, das es hier einst gegeben hatte, die Altstadthäuser mit ihren entzückenden Gärten, die vielen Bäume, die früher hier blühten, all dies fiel fast ausnahmslos den Kriegen und der Gier zum Opfer. Kabuls Architektur ist brutal.

Über die Stadtmauern, die steil in die Berghänge hineingebaut wurden, heißt es, dass sie deshalb noch stehen, weil die Knochen der Arbeiter in ihr verbaut wurden. Vor 1100 Jahren sollen der tyrannische König

Zanburak und sein schrecklicher Bruder Zambilak Kabul regiert haben. Aus Angst vor Invasionen ließen sie eine gewaltige Mauer errichten und zwangen jede Familie, mindestens einen ihrer Söhne dafür abzustellen. Arbeiter, die ihr Soll nicht erfüllten, zu schwach waren, sollen auf der Stelle hingerichtet worden sein. Die Lebenden, den eigenen Tod vor Augen, sollen gezwungen worden sein, die Toten in den Lehmwall mit einzubauen.

Kabul ist obszöne Hässlichkeit, mit dicker Schminke kaschiert. Unverputzte, billige Betonbauten mit verdreckten Blendfassaden. Die grauen Plattenbauten, die Mikrorajons, von den Sowjets in den achtziger Jahren errichtet, muten lieblich an im Vergleich zu den Apartmentblöcken, die in den letzten Jahren entstanden sind. Monströse Schlafbatterien, dreißig Stockwerke hoch, in denen kein Raum ist für Träume. Bauten der Gier, die keine Kompromisse kennen. Niederschmetternde Eintönigkeit. Kabuls beliebteste Fotomotive sind nicht grundlos Trauben bunter Luftballons, die Straßenhändler an Kinder verkaufen. Der Kitt dieser Stadt besteht aus Kot und Müll. Der Himmel über Kabul ist im Winter ein Pfropf aus klebrigem Ruß, der Auswurf Hunderttausender Hausheizungen, Gase brennenden Plastiks. Das Glück der Menschen in dieser Stadt ist das bloße Überleben.

Auf den ersten Blick hat sich nicht viel verändert, seit die Taliban zurück sind. Kabul ist ohnehin längst am Rande der Unregierbarkeit. Sind es sechs Millionen Menschen, die hier leben, sind es zwölf? Niemand weiß es. Die Verkehrspolizisten in ihren silber-blauen Uniformen sind wieder auf den Straßen. Der Verkehr ist immer noch merklich ausgedünnt. Es gibt kaum noch jene Konvois, mit denen sich früher Politiker und Warlords durch die Stadt gezwungen haben. Nachts kontrollieren alle paar hundert Meter die Taliban, jetzt aber, am Tag, sind kaum welche zu sehen. Wir passieren den Präsidentenpalast, über dem nun die weißen Flaggen des Islamischen Emirats wehen.

Die Stadt raubt mir jede Orientierung. Das hat sie schon immer getan. Und jedes Mal wundere ich mich, warum das so ist. Ich war schon so oft hier. Die Stadt hat sich alle Horizonte einverleibt. Nach allen Richtungen

greifen ihre Bauten aus Beton und Backsteinen aus. An den Ufern des gleichnamigen Flusses, der heute nur noch eine Kloake ist, der Kabul-Fluss, ein Strom aus träge dahinfließenden Exkrementen, wurde einst die Stadt errichtet. Sie wucherte in die Talgründe, wuchs um mehrere Berge herum, wuchs diese Berge hinauf, machte auch vor den steilsten Hängen nicht halt. In den vergangenen zwanzig Jahren ist die Zahl der Einwohner Afghanistans explodiert. Zahlen sind nur Schein in diesem Land, in dem es seit Menschengedenken keinen Zensus mehr gab. Dennoch: In den letzten zwei Jahrzehnten soll die Bevölkerung von 21 Millionen auf 40 Millionen gestiegen sein. Geschätzt ein Drittel davon lebt in Kabul.

Die Stadt schoss über die Fläche der Hochebenen, Dutzende Kilometer weit, und näherte sich mit großer Geschwindigkeit dem Vorgebirge des Hindukusch, als dann im Sommer 2021 der Präsident aus Kabul floh. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren erstarrte die Stadt in ihrem Wachstum. Aber das wird vermutlich nur vorübergehend sein. Je größer das Elend in diesem Land, das zeigt die Erfahrung, desto größer wird Kabul.

Wir halten vor einem Tor, das aussieht wie viele andere Tore. Eine durchschnittliche gehobene Wohngegend. Hupen. Rafik legt ungeduldig den Kopf schief. Hupen. Es ist kein Schild an dem Tor, nichts weist auf die Identität seiner Bewohner hin. Ich übernachtete in den leeren Büroräumen einer kleinen Hilfsorganisation. Hotels sind mir in Kabul noch zu gefährlich. Rafik hat für die NGO als Fahrer gearbeitet. Er hupt noch einmal. Endlich öffnet jemand das Tor.

An der Tür einer dreistöckigen Betonvilla stehen sie und begrüßen mich. Der Projektleiter, der IT-Spezialist, der Koch. Sie alle kenne ich erst seit wenigen Wochen, Rafik mit eingeschlossen. Die Ankunft in der Stadt ist für mich seit dem Sturz des alten Regimes ein verstörendes Gefühl. Es ist, als würde ich zu alten Freunden nach Hause kommen und dort nur noch Fremde vorfinden.

Meine Welt aus Vertrauten und Netzwerken gibt es nicht mehr. Sie alle haben mittlerweile das Land verlassen. Mein Übersetzer, mein großer Lehrer, der für viele meiner Recherchen sein Leben riskiert, der mir so viel über das Land beigebracht hatte – in Deutschland. Viele andere – geflohen

in die USA, Türkei, nach Australien, Indien. Amdadullah Hamdard, mein Freund und Mitarbeiter – nur Tage vor dem Kriegsende erschossen.

Kabuls Geister. Meine Geister. Ich jage ihre Schatten. Die Stadt ist voll von ihnen. Ich sehe sie an den vertrauten Orten, den Restaurants, Cafés und Gärten. Es war alles erst gestern.

Das Haus des afghanischen Journalisten, in dem ich immer wohnte, wenn ich in der Stadt war, das in den letzten Jahren Ausgangspunkt fast aller meiner Reisen durch Afghanistan gewesen ist. Sein Schreibtisch steht noch in seinem Büro, sein Stuhl dahinter. Die Bücher sind in den Regalen, viele englischsprachige. Wenige hatte er gelesen, aber die Bücher machten sich gut als Hintergrund für seine Live-Schalten. In den letzten Monaten gab er Interviews im Viertelstundentakt, für TV-Kanäle in aller Welt.

Es ist, als wäre er gerade erst gegangen. In dem Haus leben noch zwei seiner Brüder, auch sie warten auf die Ausreise. Der eine, der jüngere, immer schon ein Verlorener, ist dem Alkohol verfallen. Er hält die Angst nicht mehr aus, die zermürbende Untätigkeit. Der ältere hat bei einer NGO gearbeitet, die wie fast alle ihre Projekte eingestellt hat. Ihnen geht das Geld aus. Sie wohnen im früher liberalsten Viertel von Kabul, die letzte Zuflucht letzter Freigeister, aber nur selten verlassen sie das Haus, aus Furcht, an einem Kontrollpunkt der Taliban festgehalten zu werden. In einen Checkpoint zu geraten, an dem man sie als Brüder des berühmten Journalisten erkennt. Was sehr unwahrscheinlich ist. Aber es ist nicht ganz ausgeschlossen, und warum ein Risiko eingehen? Ihr berühmter Bruder lebt mittlerweile in einer Provinzstadt in Kanada und richtet sich ein neues Büro ein, wieder für Live-Schalten über Afghanistan, die allerdings kaum noch jemanden interessieren.

Das Haus, das für mich immer für Offenheit stand, wurde für seine letzten Bewohner zu einem Gefängnis.

Ich fahre mit Rafik weiter durch Kabul, weiter durch meine Welt der Schatten. Ein moderner Bungalow in einem der besten Wohnviertel der Stadt. Es ist das Haus eines afghanischen Diplomaten. Er lebt mittlerweile im Exil in Deutschland. Vor meiner Abreise bat er mich, bei ihm zuhause in Kabul vorbeizuschauen. Ich solle einige persönliche Erinnerungsstücke

für ihn mitnehmen und überprüfen, ob das Haus in einem gepflegten Zustand ist. Das treibt ihn um in der Ferne, das ist ihm wichtig.

Der langjährige Diener des Diplomaten macht mir auf, mein Besuch ist angekündigt. Er schaut am Metalltor nach links und rechts und lässt mich ein.

Viele Abende habe ich hier verbracht. Ich sehe vor dem Haus die Terrasse, auf der fast jeden Abend ein Buffet angerichtet war. Es gab Weißwein und Rotwein und Scotch. Der Diplomat liebte seine Abendrunden, liebte es, im Mittelpunkt zu stehen, lud Menschen unterschiedlicher Meinung ein, reiche Unternehmer, Minister, Dichter, Militärführer, afghanische Geheimdienstleute, die in seiner Nachbarschaft wohnten. Viel gestritten wurde an diesen Abenden, manchmal geschrien. Voll Zorn haben sich die Diskutanten gelegentlich verabschiedet, aber sie sind immer wiedergekommen.

Welkes Laub liegt jetzt auf der Terrasse. Ich trete ins Wohnzimmer, amerikanischer Stil, Sofas und Sessel. Die Wände waren früher behängt mit vielen gold- und silbergerahmten Fotografien, in ihrer Anordnung sorgsamst arrangiert, Lebensstationen, Belege der Bedeutung des Diplomaten. Die Wände sind leer.

Nur einige kalligrafische Kunst ist geblieben, unfigürliche Darstellungen, die die Taliban tolerieren. »Ich habe sie alle sicher verwahrt«, sagt der Diener. Er bittet mich zu warten, verlässt das Zimmer, will mir unbedingt die Fotografien zeigen. Dann kommt er zurück, mit einem ganzen Stapel von ihnen. Er breitet sie auf dem Boden aus. Der Diplomat mit Angela Merkel. Er mit Steinmeier. Der Diplomat mit George W. Bush. Er mit gewesenen und gegenwärtigen Präsidenten. »Bitte sage dem Herrn, dass ich mich gut kümmere«, trägt er mir auf.

Er legt Goldrahmen auf Goldrahmen, Glas knirscht auf Glas, einige haben schon Risse, aber es gibt sie noch.

Alle Häuser in der Straße, die in der alten Zeit ausschließlich der Regierungselite vorbehalten war, seien seit der Wende von Taliban-Kommandeuren bezogen worden. Nur dieses eine Haus nicht, so erklärt mir der Diener stolz. Auch hier seien sie zunächst eingezogen, aber dann

sei er – ein Trick! –, der getreue Diener, mit seiner Familie und der seines Bruders eingezogen und habe erklärt, das Haus werde von seiner Familie privat genutzt. Daraufhin seien die Taliban gegangen. Sie besetzten nur Regierungseigentum. Aber, gelegentlich, alle paar Wochen, übernachteten noch einige von ihnen hier. Deshalb hütet er die Präsidenten.

»Kommen Sie, kommen Sie!«, drängt er mich, ihm ins obere Stockwerk zu folgen, ins Schlafzimmer des Diplomaten. Er zeigt mir die Schuhe, die er frisch gewienert hat, die Anzüge, die mit Plastiküberzügen fein säuberlich im Schrank hängen. Es ist alles bereit für die Wiederkehr seines Herrn.

Noch bekommt er seinen Lohn aus Deutschland überwiesen, aber es ist unklar, wie lange. »Ich weiß nicht, wie es weitergeht für mich. Aber ich kann doch dieses Haus nicht verlassen«, sagt er. »Wer sorgt dann für dieses Haus?« Er hat für seinen Herrn einen Koffer gepackt, den er mir anvertraut. Anzüge, Schuhe, Nüsse. Die Süßigkeiten aus der Lieblingsbäckerei des Diplomaten. Er lädt mich ein, zu verweilen, zu Tee und Gebäck, wie zu früheren Zeiten, ich nehme an, aus Höflichkeit. Ich nippe, ich nehme ein, zwei Bissen, dann drängt es mich hinaus, weg von diesem Ort der Traurigkeit und vertanen Hoffnung. An der Tür, bevor er sie schließt, sieht der Diener wieder nach links und rechts. »Sagen Sie meinem Herrn, wie gut ich mich kümmere.«

Auf der Straße stehen Taliban.

An vielen Häusern, in denen ich oft zu Gast war, fahre ich nur vorbei; es gibt dort niemanden mehr zu besuchen. Ich erhasche kurze, fast verstohlene Blicke. Die Häuser sind leer und verlassen. Womöglich sind Verwandte vom Dorf oder Nachbarn eingezogen. Ich esse in den vertrauten Restaurants, trinke Kaffee in den alten Cafés. Sie sind halb verwaist. Ich sehe keine bekannten Gesichter mehr, auf die ich hier früher unweigerlich gestoßen wäre. In einer Cafeteria, einem dieser Orte, dann plötzlich Ahmad, der Musiker. Ich freue mich. »Ahmad, Ahmad!«, sage ich. Die Taliban, flüstert er, haben sein Musikstudio gestürmt, die Instrumente zerstört. Er wirkt wie unter Drogen, vermutlich hat er kurz zuvor etwas genommen.